

**Die Bereitschaft da zu sein oder:
Es geht heute um die IGSL-Hospiz und Paul Becker,
und um die Menschen die wir begleiten**

Liebe Freunde der IGSL-Hospiz, liebe Mitglieder,
sehr verehrte Festgemeinde.

Die IGSL-Hospiz blickt heute auf 30 Jahre ihrer Geschichte zurück, ein segensreiches Wirken für Schwerstkranke und Sterbende von den Anfängen der Hospizbewegung bis in die Zeit SAPV und AAPV, also in etablierte Strukturen einer palliativen, ambulanten und stationären Versorgung. Zu den Anfängen der Hospizbewegung als Bürgerbewegung gehört ohne Zweifel, und über die IGSL Hospiz hinaus anerkannt, Dr. Paul Becker.

Er hat aus persönlichem Engagement und Betroffenheit die Hospizbewegung pionierhaft aus der Taufe gehoben und ihr sein Gesicht verliehen. Wir glaubten lange Zeit, dass diese 30-jährige Entwicklung an ihm spurlos vorüber gegangen sei. Sein heller Geist, seine humorvolle Art im Umgang, seine Verbindlichkeit, sein unermüdliches Engagement und seine Empathie haben über viele Jahre hinweg identitätsstiftend und väterlich die IGSL Hospiz e.V. bestimmt. In zahllosen Seminaren, deren Inhalte er maßgeblich entwickelt hat, wurden die Inhalte einer Sterbebegleitung als Lebensbegleitung an die Fachleute, nämlich Ärzte, Krankenschwester, Sozialarbeiter und Psychologen vermittelt. Gleichzeitig hat er dafür gesorgt, dass auch die Laien zu Fachleuten wurden. Er wurde unterstützt von einem großen Kreis von Helfern verschiedenster Herkunft.

Die IGSL Hospiz wuchs mit zahlreichen Regionalgruppen und vielen Initiativen, bis hin zur Ausgestaltung von Versorgungsverträgen und gesetzlichen Grundlagen der palliativen Versorgung. Dabei war Paul Becker stets ein Menschenfischer: Seine Methode war die positive Verstärkung, selbst im Abschied: Niemals vergass er, mir Grüße an meine ehemalige Freundin zu senden. Und wie er vorging, hat er noch in einem Schreiben vom 30. Jan. 2016 an mich, in kurzer Form dargestellt. Zitat: „Dein Brief hat mich so berührt, dass ich ihn sorgfältig beantworten möchte. Ich habe dafür wohlweislich unsere Sekretärin ausgewählt, weil ich weiß, dass sie nicht nur etwas schreibt, sondern gerne alles tut um was ich sie bitte.“ Dieses Zitat sagt wohl alles: Und es könnte als sein Motto gelten: Persönlich berührt greift er auf eine Hilfe zurück und generalisiert diese Hilfe letztendlich.

Weiter in diesem Schreiben der bemerkenswerte Satz: „Chef in einer Unordnung bin ich auch nicht gerne gewesen.“ Im Chaos zu arbeiten würde auch mir schwerfallen.“

Dabei war Paul Becker stets ein genügsamer Mensch, der es genießen konnte, in humorvoller Weise schwerwiegende Nachrichten an seine Zuhörer zu transportieren, um dabei ein Gläschen Wein im Freundeskreis zu trinken. Ich erinnere mich nicht, dass er bis heute über sein Alter geklagt hätte. Scherzhafter Weise habe ich ihm bei einem Treffen gesagt, dass der Tod so lange hinter ihm hergelaufen wäre, dass er wohl aufgegeben hätte. Die gute Laune habe den Tod schließlich entmutigt. Und so schreibt er auch im Januar 2016 an mich: „Zu klagen habe ich nicht, mir geht es gut.“ Wer kann das schon sagen, wenn er langsam auf die Rente zugeht?

Vorbild und Trost ist Paul Becker bis heute vielen Menschen. Seit er ins Altenheim umgezogen ist, wird er in alter Freundschaft weiterhin von Herrn Fuchs und Frau Laibelt begleitet. Bis heute knüpft er viele Bänder der Sympathie, wie sie auch durch die gesamte IGSL Hospiz ziehen sollten. Die IGSL Hospiz atmet seinen Geist bis heute.

Dieser Geist ist ein Geist des Trostes. Er äußert sich in mitmenschlicher Solidarität. Lassen Sie mich im weiteren Teil eine Gedanken entwickeln, zu den grundsätzlichen menschlichen Bedürfnissen des Trostes. Dieses Bedürfnis zu befriedigen scheint in unserer Gesellschaft stetig zu wachsen. Wir erleben Menschen, die den Glauben verloren haben an sich, an einen Gott, an das Glück. Ein Mensch der fürchtet, dass sein Leben nichts anderes sei als ein absurder Irrtum, der sich gegen den Tod entwickelt, kann nicht glücklich leben, auch nicht glücklich bis zuletzt. Neben einfachen Mechanismen des materiellen Denkens bleiben vielen Menschen keine Fixpunkte auf dieser Erde.

In den Rahmenbedingungen des allgemein verbreiteten Zweifels und der Skepsis gegenüber Mitmenschen, die zwischen Gleichgültigkeit und ungeheurer Brutalität miteinander umgehen, ist der Trost von schwacher Wirkung. Die Menschheit braucht offensichtlich über das Wort hinaus eine Form des Trostes, die illuminiert. Ein solcher Anspruch wird nur glaubhaft durch Menschen, die handeln, ohne an ihren Vorteil zu denken oder an die Wirkung auf den Anderen. Dieser Trost ist ein Selbstzweck. Er wird nur dann wirksam, wenn er Einsamkeit aufhebt. Nur ein solcher Trost macht den Tod erträglicher. Niemand kann aufzählen, in wie vielen Fällen diese Art von Trost eine Notwendigkeit ist. Auf den nicht sichtbaren Weg, den wir alle gehen, in eine nach menschlichem Ermessen unsichere Zukunft, brauchen wir Vertrauen in einen Tag, der nur die Lücke ist zwischen zwei Nächten. Der Trost, das Licht in die Dunkelheit komme, und das „alles schon gut“ werde, erscheint als falscher Trost. Für diesen falschen Trost gibt es keine Entschuldigung: Sie lässt den hoffnungslosen Menschen alleine. Trost zu spenden und Trost zu empfangen ist Teil der menschlichen Freiheit und kann nur nach den Prinzipien von Sender und Empfänger wirksam werden.

Erstaunliche Erfahrungen machen die Hospizhelfer: Oft tröstet umgekehrt der Kranke seine angeblich gesunden Begleiter. Der Trost ist ein Geschenk, das mindestens zwei freie und achtsame Menschen voraussetzt. Nichts was der Mensch schafft, oder manches Wenige, erscheint von Dauer. Wir gehen am Meer spazieren und bemerken, über den Wind und die Bewegungen des Wassers, wie zerbrechlich unsere Existenz ist, wie furchtbar die Ewigkeit. Die Angst vor dem Tod ist fassbar in allen Dingen des Lebens, wir sind umgeben, ja umschlossen, und durchdrungen von einer Macht, die wir als Endlichkeit spüren in allen Dingen, in Begegnungen, im Wasser, im Schnee, in der Wärme, in der Vergänglichkeit der Tiere, der Pflanzen, der Mitmenschen. Das Gefühl der Sicherheit, das in der Psychologie als Verdrängung bezeichnet wird, soll trösten gegenüber der Tatsache, dass der Tod und näher ist als wir alle wahrnehmen. Welch eine miserable Tröstung, die eigentlich ein Vergessen ist.

Die Hospizbewegung macht dieses Vergessen bewusst. Zwar sind wir letztendlich allein, auch vor unserem eigenen Tod, aber wir treten ihm gestärkt gegenüber. Dies scheint die Letzte und einzig mögliche Tröstung zu sein. Rückfälle in die Hoffnungslosigkeit sind häufig und tief, aber befreit zu sein von falschem Trost und

innerlich befreit zu sein von schwerem Ballast fragwürdiger Verpflichtungen und gesellschaftlichen Konventionen, sich selbst zu sehen in einem ehrlichen Spiegel, und den Tod annehmen können, allein und in der Gemeinschaft, kann mir Flügel verleihen. Diese Tröstung ist keine Philosophie, sondern eine Erfahrung. Sie ist letztlich ein Grund, weiter zu leben. Mich auf einen Begleiter verlassen zu können, wird mir helfen, mich auf mich selbst zu verlassen. Dieser Trost hebt das Schweigen zwischen Menschen auf. Ein solches Leben wird gefüllt, es ist nicht gemessen an den erreichten Lebenszielen oder an der Zeitdauer, die dieses Leben umfasst. Es ist gemessen allein in der Erfüllung und der Erfahrung des grundsätzlich Guten. Dieses Leben ist kein Opfer des Todes, sondern erfüllt sich in ihm. Letztlich tröstet diese Erfahrung am allermeisten: Der Tod als meine persönliche Befreiung.

Ein der schönsten Formen einer solchen Selbstbefreiung liegt offenbar in der Freude, die wir uns gegenseitig schenken. Auch hier möchte ich noch einmal Paul Becker aus seinem Schreiben von Januar zitieren: „Deine Kinder machen dir Freude, die ich Dir sehr gönne. Sag es ihnen auch mal gelegentlich.“ Damit scheint mir, ist alles Wichtige gesagt für den heutigen Tag. Freude will geteilt sein.

Ich freue mich von Herzen mit Ihnen, dass wir diesen Tag gemeinsam begehen können. Nicht ohne richtig verstandenen Stolz schauen wir einerseits zurück, andererseits aber nach vorn, in eine Welt, die schreit nach weiteren Tröstungen. Darauf sind wir gut vorbereitet. Wir spüren heute Morgen, dass das Feuer in unserer Gemeinschaft immer noch lodert, es besteht aus Achtsamkeit, hilfreicher Begegnung, aus gemeinsamen Lachen und Aufgaben, die uns weiter Freude machen.

Das Leben von Paul Becker und sein Wirken ist nicht nur hospizlich, sondern auch ärztlich zu verstehen. Er hat früh eine Palliativstation gegründet und Ärzte in palliativmedizinischen Strategien unterrichtet. Lassen sie mich daher in einem 2. Teil meiner Rede auf den Aspekt von Arzt und Schmerztherapie eingehen.

Wie der Arzt dem Schmerz mit seiner Lebensgeschichte begegnet, so begegnet der Patient mit seiner Vorgeschichte dem Arzt. Algorithmen und Standardisierungen, gar die geliebten Leitlinien der Wissenschaft helfen hier kaum weiter, denn: Es gibt immer eine höchst individualisierte Begegnung,- und dies war sein Thema: Denken in der Begegnung. Die Lösungen war somit nicht nur höchst individuell, sondern geradezu unvorhersehbar und es ging nicht mehr allein darum, den Schmerz zu besiegen, sondern ihm zu begegnen und in ein Leben einzuordnen, bis zuletzt. In einem Leben, dass sich in Frage gestellt sieht, außerhalb der medizinischen Muster. Der Schmerz, der verzweifeln lässt, lässt Zweifel besonders am Selbstwertgefühl des Betroffenen. Der schreiende Patient stellt alle ihn umgebenden Mitmenschen in Frage und so fordert er auch die Hospizidee: Denn Kriterien eines gelungenen Lebens werden nicht erfüllt. Wie kann man mit dem Schmerz umgehen? Am liebsten mit und über eine objektivierbare Ursache, z.B. eine Verletzung, ein Tumor.

Die Definition einer Schmerzursache fordert Arzt und Patient in unserer mechanistischen Welt und bringt Mythen hervor, besonders solche der möglichen vollständigen Kontrolle von Schmerz und Verlust. Alles sei machbar, reparierbar, überschaubar. Das Problem des Schmerzpatienten sei besonders sein „Schmerzmanagement“. Er wird zur Eigenaktivität anregt und Bewältigungsmethoden

(Lösungen) werden vorgestellt. Nicht der Arzt, sondern der Patient soll in diesem Modell unter Erfolgsdruck kommen. Die Kontrollimperativ will den Schmerz „besiegen“ statt mit ihm zu leben. Er produziert Gefühle des Versagens (mangelnder Wille des Patienten oder der falsche Arzt?!). Zusammengefasst: Schmerzfrei bleiben zu können auf Dauer, ist ein vermessenenes Versprechen.

Es werden Projekte durchgeführt wie: „Die schmerzfreie Stadt Münster“. Denn Schmerz als erstes oder hauptsächlich loswerden zu müssen kann zu einer Fixierung führen. Patienten jedoch können jahrelang mit Schmerzen leben, die ihnen zum Freund werden. Mit Schmerzen, die niemand kontrollieren kann. Im Fazit: Der Mensch hat die Schmerzen nicht selbst in der Hand. Vielleicht ist sogar eine Therapie seines Kontrollbedürfnisses angemessen. Kein Patient oder Arzt schuldet eine Schmerzkontrolle, weder dem Palliativnetz noch der Krankenkasse.

Ohnmacht, Angst und Versagen müssen als Teil des Schmerzgeschehens akzeptiert werden. Denn der Schmerz zwingt uns, das Leben in uns einzurichten, wenn auch eher wie mit einem unwillkommenen oder unerwarteten Gast. Aber der Schmerz erstickt unsere Freiheit nicht. Schmerz als Metapher eines Feindes ist der Gegner einer Freiheit, die jenseits des Schmerzes möglich ist. Lebensqualität auch in der aussichtslosesten Situation. Schmerz ist nicht Ende des Lebens, sondern Aufgabe! Es werden Reserven, auch in den Begegnungen, aufgedeckt, über die jeder Mensch verfügt. Handlungsfähigkeit und Freiheit trotz Schmerz zu unterstützen, ist die zentrale Aufgabe des Bildungswerkes der IGSL-Hospiz.

Auf ein Leben mit Schmerz vertrauen zu können, viel entschlossener zu sein, auch für Begleiter. Die professionellen Helfer mobilisieren zu neuen Therapiezielen, wenn sie „ärztliche Kunst“ anwenden. „Ärztliche Kunst“ heißt: Im praktischen Leben gute gemeinsame Entscheidungen zu treffen. In diesen Entscheidungen wird die Autonomie des Patienten besonders geschützt das Alleinsein im Schmerz wird aufgehoben. Denn Schmerz ist vereinsamend. Schmerz ist schwer beschreibbar und der Betroffene verliert oft seine Sprache. Der Verlust der Sprachfähigkeit lässt den Patienten kein geregeltes Leben mehr führen wie die anderen. Er lebt in eigenen Rhythmen. Er wird dysfunktional in unserer Wettbewerbsgesellschaft. Jeder Patient hat ein neues Gesicht, es gibt keine Wiederholung. Auch Diagnosen sind nur Hilfsmittel, Hypothesen, keine individuellen Lösungen. Die Frage ist immer: Was ist die Beschwerde des Menschen? Habe ich wirklich die Not des Menschen verstanden? Jede Therapie soll auf den Einzelnen abgestimmt sein. „Sich etwas einfallen lassen in der Not“ ist ein gutes Motto jenseits der modernen Fließbandmedizin.

Auf diese Sichtweise mitgewirkt zu haben, öffentlich und in sehr vielen Seminaren, ist der bleibende Verdienst von Paul Becker. Ich selbst habe den ersten Kurs Palliativmedizin 1992 in Berlin, natürlich bei Paul Becker, besucht. So weiß ich bis heute, dass kein Befund weiterhilft, ohne ihn mit den Worten und Vorstellungen des Patienten abzugleichen.

An dieser Stelle nochmals: Allen meinen herzlichen Glückwunsch, auch als ehemaliger 1. Vorsitzender der IGSL-Hospiz

Ihr J. Horlemann